

Protest!

Wie man die Mächtigen das Fürchten lehrt

Bearbeitet von
Srdja Popovic, Matthew Miller

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 240 S. Paperback

ISBN 978 3 596 03377 5

Format (B x L): 13,5 x 21,5 cm

Gewicht: 322 g

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Politische Kultur > Interessengruppen, Vereine und Protestbewegungen](#)

schnell und portofrei erhältlich bei



Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Srdja Popovic und Matthew Miller
Protest!
Wie man die Mächtigen das Fürchten lehrt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort 8

- Kapitel 1** Das funktioniert bei uns nicht 11
- Kapitel 2** Große Träume, kleiner Anfang 32
- Kapitel 3** Zukunftsvisionen 52
- Kapitel 4** Die Säulen der Macht 69
- Kapitel 5** Mit Lachen zum Sieg 85
- Kapitel 6** Wie Unterdrückung zum Bumerang wird 106
- Kapitel 7** Einigkeit macht stark 127
- Kapitel 8** Mit Planung zum Erfolg 144
- Kapitel 9** Der Dämon der Gewalt 162
- Kapitel 10** Die Sache zu Ende führen 178
- Kapitel 11** Wer, wenn nicht Sie? 197

Zum Abschied 210

- Dank 216
- Liste der Abbildungen 218
- Anmerkungen 220
- Register 224

Kapitel 1

Das funktioniert bei uns nicht

Meine schöne Heimatstadt Belgrad steht vermutlich nicht auf der Liste der zehn Orte, die Sie unbedingt vor Ihrem Tod besuchen wollen. Einige Viertel können gefährlich sein, aber wir Serben stehen ohnehin nicht in dem Ruf, ein besonders friedliebendes Volk zu sein. Deshalb haben wir eine der Hauptstraßen nach Gavrilo Princip benannt, der für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verantwortlich gemacht wird, und eine andere nach seiner Widerstandsgruppe. Nicht zu vergessen Slobodan Milosevic, der Irre, der den Begriff »ethnische Säuberungen« in die Welt setzte, in den Neunziger vier katastrophale Kriege mit unseren Nachbarn vom Zaun brach und damit Bombenangriffe der NATO provozierte, die die Stadt verwüsteten. Aber den fünfzehn Ägyptern, die im Juni 2009 nach Belgrad kamen, war das alles egal. Sie hielten sich nicht zu einem erholsamen Sommerurlaub in Belgrad auf. Sie waren gekommen, um eine Revolution zu planen.

Angesichts des Anlasses ihrer Reise führte ich sie zunächst zu einem Ort, den ich normalen Touristen vermutlich als Letztes empfehlen würde: den Platz der Republik. Um eine ungefähre Vorstellung von diesem schmutzigen und verunstalteten Platz zu bekommen, stellen Sie sich den Times Square vor, nur kleiner, ohne Energie, ohne Neonreklame, nur mit dem Verkehr und dem Dreck. Den Ägyptern war die Ästhetik gleichgültig. Sie wollten ihren Diktator Hosni Mubarak stürzen, und für sie war der Platz der Republik in Belgrad keine Touristenfalle, sondern der Ground Zero einer gewaltlosen Demokratiebewegung, die von einer

Gruppe gewöhnlicher junger Menschen ins Leben gerufen und zu einer gewaltigen politischen Kraft wurde, die das Unvorstellbare schaffte und den Diktator Milosevic stürzte. Ich war einer der Gründer dieser Gruppe, und meine ägyptischen Freunde waren nach Belgrad gekommen, weil sie hofften, etwas von uns Serben lernen zu können.

Ich führte die Besucher in eine ruhigere Ecke des Platzes, weit weg von den quirligen Cafés mit ihren überarbeiteten Kellnerinnen. Ich deutete auf die Luxusläden von Armani, Burberry oder Max Mara in der Ferne und begann meinen kurzen Vortrag. Einst war die Inflation in Serbien so schlimm, dass der Preis für ein Kilo Kartoffeln in nur einem Jahr von 4000 Dinar auf 17 Milliarden Dinar stieg.¹ Als wäre das noch nicht genug, befanden wir uns damals mitten in einem Krieg mit unserem Nachbarland Kroatien. Und wer versuchte, gegen die katastrophale Politik zu protestieren, mit der Wirtschaft und Frieden zerstört worden waren, der wurde verhaftet und verprügelt oder Schlimmeres. Im Jahr 1992 hatte ich gerade mein Biologiestudium begonnen, und wir jungen Serben blickten einer trostlosen Zukunft entgegen.

»Ja«, meinte einer der Ägypter lachend. »Das kennen wir gut!«

Die übrigen Ägypter nickten, während ich mit meiner Erzählung fortfuhr. Angesichts des Terrors des Milosevic-Regimes war die natürliche Reaktion zunächst die Apathie. Meine Freunde und ich gehörten nicht zu der Sorte Mensch, die sich auch nur vorstellten, eines Tages eine politische Bewegung zu gründen. Wir wollten keine Politiker werden. Wir waren Studenten und verhielten uns so, wie man das von Studenten in aller Welt eben erwartet: Wir machten die Nächte durch, tranken große Mengen Alkohol und hielten ständig Ausschau nach potentiellen Partnern. Wenn Sie mich damals gefragt hätten, was mich dazu bewegen würde, das Haus zu verlassen und auf den Platz der Republik zu gehen, dann wäre mir niemals eine Demonstration in den Sinn gekommen, sondern höchstens ein Rock-Konzert.

Von unserer Warte am Rand des Platzes versuchte ich meinen

ägyptischen Freunden zu erklären, warum ich mich damals für eine Band namens Rimtitutuki begeisterte. Der Name hieß frei übersetzt »ich stecke einen Schwanz in dich« und ich hoffte, dass die drei oder vier Frauen der Gruppe, die einen *hijab*, die traditionelle Kopfbedeckung der gläubigen Muslima trugen, keinen Anstoß nehmen würden. 1992 war Rimtitutuki die coolste Band der ganzen Stadt, eine Bande von Halbstarken, die für ihre schnellen Riffs und frechen Texte bekannt waren. Als sie eines ihrer seltenen kostenlosen Konzerte ankündigten, schwänzten meine Freunde und ich prompt unsere Kurse und liefen zum Platz der Republik, um unsere Idole zu sehen.

Was dort passierte, war ein Schock für uns. Die Musiker von Rimtitutuki gab es keines ihrer üblichen witzigen Konzerte. Sie rollten auf der Ladefläche eines Lasters auf den Platz und erinnerten eher an Generäle als an Punkmusiker. Während sie auf ihrem Wagen um den Platz herumfuhren, sangen sie eine Auswahl ihrer beliebtesten Songs und sangen Sätze wie »Wenn ich schieße, habe ich keine Zeit, zu vögeln« und »Da ist kein Hirn unterm Helm«. Man musste kein Genie sein, um zu verstehen, was da passierte: Serbien befand sich im Krieg, Belgrad war voller Soldaten und Panzer auf dem Weg zu Front, und diese Punkband machte sich über den Militarismus lustig, protestierte gegen den Krieg und verlangte ein normales und glückliches Leben. Und das in einer Diktatur, in der man sich eine Menge Ärger einhandeln konnte, wenn man in der Öffentlichkeit solche Parolen von sich gab.

Während ich johlend hinter dem Lastwagen herlief, durchzuckte mich eine Reihe von Erkenntnissen. Mir wurde klar, dass politischer Aktivismus nicht langweilig sein muss, sondern dass ein Protest in Form eines coolen Punk-Konzerts im Gegenteil effektiver war als eine öde Demonstration. Ich erkannte, dass es selbst unter den schwierigsten Umständen möglich war, Menschen aufzurütteln. Und wenn genug Menschen aufgerüttelt wurden und sich zusammentaten, um gemeinsam etwas zu unternehmen, dann würden Veränderungen kommen. Natürlich verstand ich

das alles nicht bewusst, jedenfalls noch nicht. Ich brauchte Jahre, um zu verstehen, was ich an diesem Nachmittag auf dem Platz der Republik fühlte, um meine Erkenntnisse zu verdauen und sie in Taten umzusetzen. Aber nachdem ich verstanden hatte, wie erfolgreiche und attraktive gewaltlose Aktionen aussehen können, war es mir nicht mehr möglich, wieder in meine frühere Apathie zu verfallen. Meine Freunde und ich wussten nun, dass wir etwas tun mussten, um Milosevic zu stürzen.

Und das muss man Milosevic lassen – er tat alles, um unseren Zorn weiter anzuheizen. Im Jahr 1996 weigerte er sich, die Ergebnisse einer Parlamentswahl anzuerkennen, bei der viele seiner Spießgesellen ihre Sitze verloren, und als Demonstranten auf die Straße gingen, wurden sie von Milosevics Polizei zusammengeknüppelt. Im Jahr 1998 ging Milosevic einen weiteren Schritt in Richtung der totalen Diktatur, als er verkündete, die sechs Universitäten Serbiens würden nun der staatlichen Kontrolle unterstellt. Das war mehr, als meine Freunde und ich hinnehmen wollten. Wir trafen uns in kleinen, verräucherten Belgrader Wohnungen und beschlossen, eine Demokratiebewegung ins Leben zu rufen.

Diese Bewegung nannten wir OTPOR, was »Widerstand« bedeutet. Als Logo wählten wir eine schwarze Faust, in Anspielung auf ein starkes Symbol, das gesellschaftliche Bewegungen wie die jugoslawischen Partisanen im Zweiten Weltkrieg oder die Black Panthers in den Vereinigten Staaten der 1960er verwendet hatten. Für OTPORs Faust verwendeten wir eine Zeichnung meines Freundes Duda Petrovic, die dieser auf einen Zettel gekritzelt hatte, um eines der Mädels der Bewegung zu beeindrucken. Sie war cool, kantig und einfach perfekt.

So oberflächlich manchem das Gerede von Logos erscheinen mag, für uns war es wichtig, ein Erkennungssymbol zu haben, erklärte ich meinen ägyptischen Freunden. So wie Menschen in aller Welt eine rot-weiße Welle sehen und sofort an Coca-Cola denken, so wollten wir den Serben ein Symbol geben, das sie sofort mit unserer Demokratiebewegung in Verbindung bringen konnten.

Außerdem war uns nur zu klar, dass wir, selbst wenn wir sämtliche Freunde und Verwandte als Unterstützer für unsere Bewegung gewinnen könnten, bestenfalls eine Demonstration mit dreißig Teilnehmern auf die Beine stellen würden. Aber in einer Nacht konnten wir 300 geballte Fäuste sprühen, und eines Morgens wachten die Bürger von Belgrad auf und sahen, dass der gesamte Platz der Republik mit Graffiti-Fäusten verziert war. Damals hatten alle Angst vor Milosevic, und die Aktion vermittelte den Leuten den Eindruck, dass sich hinter den Kulissen eine große und gut organisierte Gruppierung formiert hatte.

Und bald war dies tatsächlich der Fall.

Junge Leute, die die Faust mit der Unterschrift »Widerstand« überall sahen, wollten natürlich mehr über diese neue, coole Sache erfahren. Sie wollten dabei sein. Um die Poser, die Mitläufer und vor allem die potentiellen Spitzel auszusieben, unterzogen wir die Interessierten einem einfachen Test: Um zu beweisen, dass sie es ernst meinten, mussten sie an ausgewählten Orten eine Faust sprühen. Es dauerte nicht lange, und wir hatten die Stadt nicht nur mit unserem Symbol zugesprüht, sondern auch eine kleine Gruppe engagierter Leute gebildet, die überzeugt waren, dass ein Sturz des Regimes möglich war.

Nachdem wir diese Kerntruppe zusammen hatten, mussten wir entscheiden, welche Art von Bewegung wir sein wollten. Für uns lag auf der Hand, dass Gewalt für unsere Demokratiebewegung nicht in Frage kam – zum einen, weil wir zu 100 Prozent von friedlichen Lösung überzeugt waren, und zum anderen, weil es einfach nicht besonders klug gewesen wäre, mit Gewalt gegen einen Typen vorgehen zu wollen, der Zigtausende Polizisten, Hunderttausende Soldaten und wer weiß wie viele Schläger zur Verfügung hatte. Wir wären niemals in der Lage gewesen, Milosevic mit Gewalt in die Knie zu zwingen. Aber wir konnten eine Bewegung aufbauen, die so stark und so beliebt war, dass er keine andere Möglichkeit hatte, als ihr nachzugeben, freie Wahlen zuzulassen und an den Urnen eine Niederlage einzustecken.

Eine weitere wichtige Entscheidung war, dass OTPOR keine charismatischen Anführer brauchte. Auch aus praktischen Gründen: Sobald wir groß genug waren, würde die Polizei mit aller Macht gegen uns vorgehen, aber eine Bewegung ohne erkennbare Anführer war schwerer auf einen Schlag auszuschalten. Wenn einer von uns verhaftet würde, dann würden fünfzehn andere an seine oder ihre Stelle treten, so die Logik. Aber um bei aller Sichtbarkeit unsichtbar zu bleiben, mussten wir geschickt vorgehen. Wir mussten eine Reihe von kleinen und kreativen Konfrontationen mit dem Regime anzetteln. Wir wollten den Rimtitutki-Moment schaffen, dieses besondere und optimistische Gefühl, dass der Widerstand nicht zwecklos und der Sieg in Reichweite war.

Ich zeigte den ägyptischen Besuchern ein verlassenes Einkaufszentrum aus den Achtzigern, das sich von unserer Warte aus gesehen hinter einem mit schwarzem Glas verkleideten Taxistand befand. Dort hatten mich Milosevics Häscher am 15. Dezember 1998 verhaftet. Es war ein eisiger Morgen. Wir hatten OTPOR drei Monate zuvor gegründet und inzwischen genug Anhänger, um in der Nähe des Platzes der Republik eine kleine Protestaktion zu inszenieren. Ich nahm nicht teil. Auf dem Weg zum verabredeten Treffpunkt schnappten mich ein paar Polizisten und zerrten mich in eine nahe gelegene, nach Pissem stinkende Zelle und machten sich einen Spaß daraus, mich eine gefühlte Ewigkeit lang zu verprügeln. Zum Glück trug ich drei Pullover, die mich ein wenig vor ihren Schlägen und den Tritten ihrer schweren Stiefel schützten. Irgendwann ließen sie mich laufen; zum Abschied steckte mir ein Polizist noch den Lauf einer Pistole in den Mund und erklärte mir, er wünschte, wir seien im Irak, denn dann könnte er mich auf der Stelle erschießen.

Die Ägypter horchten auf. Die Geschichte von Schlägen und Pistolen weckten Erinnerungen an ihre Heimat und Mubaraks berüchtigte Schlägerbanden. Wir Serben hatten also ähnliche Geschichten erlebt. Einer der Ägypter war ein schmaler Intellektu-

eller mit einer Drahtbrille. Mubaraks Geheimpolizei hatte einen besonderen Hass auf Studenden, und aus der Reaktion des Mannes schloss ich, dass er ähnliche Erlebnisse mit der Polizei gehabt haben musste. Daher sah ich ihn direkt an, als ich weitersprach und den Aufstieg von OTPOR schilderte und davon redete, dass mit unserer wachsenden Popularität etwas Unerwartetes geschah: Je brutaler uns die Polizei vom Platz der Republik vertreiben wollte, umso entschlossener kamen wir wieder.

OTPORs Marke war stärker denn je, und unsere kleinen Demonstrationen wurden zu den angesagtesten Partys der Stadt. Wer nicht dabei war, konnte sein Sozialleben vergessen. Und niemand war cooler als diejenigen, die es schafften, verhaftet zu werden: Wer in den Knast gezerrt wurde, galt als mutig, furchtlos und natürlich sexy. Innerhalb weniger Wochen wurden selbst die Streber mit ihren artigen Seitenscheiteln am Abend in Polizeiautos geprügelt und hatten am nächsten Tag ein Rendezvous mit dem attraktivsten Mädel aus dem Kurs.

An diesem Punkt spürte ich die stille Skepsis meiner ägyptischen Zuhörer. Daher hielt ich inne und fragte den Brillenträger, ob er diese Dynamik auch von zu Hause kenne. Ohne zu zögern, verneinte er. In Kairo wollte niemand näher mit Mubaraks Geheimpolizei in Berührung kommen. Und nicht zu Unrecht: Im Vergleich zu Mubaraks Gefängniswächtern nahmen sich selbst Milosevics brutalste Knechte aus wie die Zahnfee. Aber auf dem Platz der Republik war eine universelle Dynamik am Werk, die ich vermitteln wollte, und das hatte wenig damit zu tun, wessen Geheimpolizei grausamer war. Ich wollte meinen ägyptischen Freunden etwas sehr viel Einfacheres und Radikaleres vermitteln: die Macht der Komik.

Menschen, die gewaltlosen Widerstand propagieren, berufen sich gern auf Gandhi oder Martin Luther King, doch bei all ihren vielen Tugenden waren diese Knaben einfach nicht besonders witzig. Wer im Zeitalter des Internets und anderer Ablenkungen binnen kurzer Zeit eine Massenbewegung ins Leben rufen will, muss

mit Humor arbeiten. Bei unserem Spaziergang über den Platz der Republik erklärte ich meinen ägyptischen Besuchern daher, dass wir bei OTPOR oft mit Straßentheater gearbeitet hatten. Wir wollten nicht zu politisch sein, da Politik langweilig ist. Wir wollten, dass der Protest Spaß mache und vor allem witzig war. In den Anfangstagen von OTPOR war das Gelächter unsere stärkste Waffe gegen das Regime. Die Milosevic-Diktatur arbeitete mit Angst: Angst vor den Nachbarn, Angst vor der Überwachung, Angst vor der Polizei, Angst vor allem. Doch damals lernten wir Serben, dass sich die Angst am besten mit Gelächter bekämpfen lässt. Wenn Sie das nicht glauben, dann stellen Sie sich vor, Sie wollen einen Freund beruhigen, der zur Operation in den Operationssaal gerollt wird: Wenn Sie mit einem ernsten und besorgten Gesicht neben seinem Bett stehen, wird er noch ängstlicher, als er ohnehin schon ist. Aber wenn Sie einen Witz machen, entspannt er sich und lächelt vielleicht sogar. Das ist bei politischen Bewegungen nicht anders.

Aber wie lässt sich etwas derart Grässlichem wie dem Leben in einer Diktatur noch etwas Lustiges abgewinnen? Das ist der beste Part, wenn Sie eine Demokratiebewegung beginnen. Wie unsere Helden von Monty Python steckten meine Freunde und ich die Köpfe zusammen und überlegten uns gute, eingängige Aktionen, die den erwünschten Effekt erzielen könnten. In einem Protest gegen Milosevic nahmen zum Beispiel OTPOR-Aktivisten aus der Stadt Kragujevac weiße Blumen und steckten sie Truthähnen an den Kopf – wobei man wissen muss, dass die verhasste Gemahlin des Diktators jeden Tag eine weiße Plastikblume im Haar trug und dass das serbische Wort für Truthahn eines der übelsten Schimpfwörter für eine Frau ist. Die so geschmückten Truthähne wurden auf den Straßen von Kragujevac losgelassen, und die Bürger durften amüsiert zusehen, wie Milosevics gefürchtete Geheimpolizisten hinter den wild gackernden Truthähnen herstolpern. Das Beste war, dass die Polizisten gar keine andere Wahl hatten, als die Vögel einzufangen, denn alles andere wäre ein Signal gewesen,

dass man OTPOR und seine Aktionen dulden würde. Aber wenn man einmal einem untersetzten Polizisten dabei zugesehen hat, wie der hinter einem Truthahn herjagt und dabei aussieht wie eine Witzfigur aus einem Zeichentrickfilm, kann man sich dann jemals wieder vor ihm fürchten? Es war ein Beispiel dafür, wie man die Sicherheitskräfte vor den Augen der morgendlichen Pendler und grinsenden Journalisten lächerlich machen konnte – dazu war nicht mehr nötig als eine Fahrt zur Geflügelfarm und ein bisschen Phantasie.

Als ich den Ägyptern im Laufe des Tages weitere unserer Aktionen schilderte, bemerkte ich, dass sie ihre Zweifel hatten. Die religiöseren unter ihnen hielten alles fest, was ihrer Ansicht nach in Kairo nicht funktionieren würde. Beispielsweise sind Cafés in Kairo ein Ort, an dem ältere Herrschaften Tee schlürfen und Wasserpfeife rauchen, und kein Ort, an dem junge Frauen mit ärmellosen Blusen und kurzen Hosen in aller Öffentlichkeit mit ihren Freunden Bier trinken. Für die religiösen Ägypter war der Belgrader Platz der Republik ein sehr fremder Ort; meine Schilderungen von Punkrock-Bands, Truthähnen und Leuten, die sich aus dem Widerstand gegen die Polizei einen Spaß machten, klangen wie Märchen aus einer anderen Welt.

Auf dem Weg durch die Einkaufsstraße neben dem Platz kamen wir an einigen schönen Gebäuden aus dem 19. Jahrhundert vorüber, die noch aus der Zeit der österreich-ungarischen Herrschaft stammten. Jede Kuppel, jede Säule, jeder schmiedeeiserne Balkon schien den Ägyptern immer wieder diese eine Botschaft zu vermitteln: Das ist Europa, und das, was hier passiert war, würde zu Hause am Nil nie funktionieren. Ich wunderte mich nicht über ihre Zweifel. Dasselbe hatte ich schon oft mit anderen Aktivisten erlebt, die von weit her nach Serbien gekommen waren, nur um sich von OTPOR-Veteranen Vorträge über Witze anzuhören. Die Ägypter schienen allmählich zu glauben, dass ich mich über sie lustig machen wollte.

Einige meiner Gäste müssen sich aber zumindest von der einen

oder anderen Anekdoten über die Proteste auf dem Platz der Republik inspiriert gefühlt haben. Vielleicht war es auch schiere Verzweiflung, die einen der Ägypter veranlasste, plötzlich in einem mit Besuchern und Touristen überfüllten Café politische Parolen zu rufen.

»*Free Egypt!*«, schrie er plötzlich. »*Free Egypt!* Nieder mit Mubarak!«

Er war puterrot im Gesicht und brüllte aus vollem Hals, und binnen weniger Sekunden schrie die ganze ägyptische Delegation mit. Immerhin haben sie jetzt Energie, dachte ich mir. Sie genossen die Freiheit der Meinungsäußerung in einer spontanen Zusammenkunft, die in Kairo noch in weiter Ferne lag. Unsere lautstarke Gruppe erntete ein paar fragende Blicke, und einige Polizisten fragten höflich, ob alles in Ordnung sei. Sie wunderten sich genauso über meine Freunde, wie diese es über uns taten.

Doch das war erst der erste Tag ihres Aufenthalts in Belgrad, und ich versuchte, mich nicht von der Frustration der Gruppe aus dem Konzept bringen zu lassen. Sie brauchten Zeit, um sich zu akklimatisieren, und vor allem war die Agitation, wie sie OTPOR praktiziert hatte, so weit vom klassischen Bild der Revolutionsausübung entfernt wie nur irgend möglich. Wir setzten keine ernsten Mienen auf wie Lenin oder Marx, und vor allem waren wir gegen all das Blutvergießen, wie es Mao oder Arafat predigten. Für die Ägypter war das Neuland, und vielleicht mussten sie sich ja erst daran gewöhnen. Für den Rest der Woche hatten wir einige Hotelzimmer am Palic-See reserviert; wir wollten die kommenden Tage in der serbischen Version der Schweiz verbringen, in einer hübschen Landschaft mit malerischen Hexenhäuschen am Seeufer.

Am nächsten Tag begann unser Workshop im Konferenzraum eines kleinen Hotels am See. Das Hotel war nichts Besonderes, aber darauf kam es nicht an. Wir waren schließlich nicht wegen des Hotels gekommen. Wir begannen den Tag mit einem herzhaf-